

stie, mit nur einer Seite Text so kümmerlich bedacht wird, während etwa auf Buße und Beichte sechzig Seiten entfallen. Auch finde ich es nicht glücklich, daß die Themenbereiche »Gemeinschaft der Heiligen«, »Maria«, »Kirche«, »Glaube«, »Tod und Vollendung« aus dem liturgischen Jahr ausgegliedert worden sind. Hier wird der Mangel einer durchdachten Konzeption besonders deutlich: auf der einen Seite der Anspruch auf lückenlose Eingliederung des Kirchenlieds in den Gottesdienst – auf der anderen Seite die Ausgliederung breiter Themenbereiche des Betens und Singens aus dem liturgischen Jahr.

Man wird jetzt fordern müssen, daß mit dem ersten Probelauf von »Gotteslob« nicht alles vorentschieden und für absehbare Zeit verbaut wird. Ursprünglich sprach man ja von einer Erprobungszeit von fünf Jahren – daran sollte festgehalten werden. Die Grundkonzeption muß noch einmal (oder gar zum ersten Mal von Grund auf?) durchdacht werden. Klare Aufträge der Bischofskonferenz, nicht nur formaler, sondern auch theologischer und pastoraler Art, müssen erteilt werden. Diese Aufgabe kann nicht delegiert werden. Recht verstandene Hirten-sorge verlangt das Selber-Lesen, Selbst-Urteilen und -Entscheiden bis in den Einzelfall hinein. Der nächste Schritt muß ein Editionsbericht der Bearbeiter sein. Kommission, Sekretariat und Bischofskonferenz sind ihn der Öffentlichkeit – auch der nichtkatholischen – schuldig. Erst im Anschluß an eine breite Diskussion in Kirche und Öffentlichkeit wird man weitersehen und weiterplanen können – ein künftiges neues »Gotteslob« vor Augen, mit dem man nicht nur arbeiten, sondern aus dem man singen kann.

*

Nachtrag Januar 1976: Die vorstehende Glosse wurde im Sommer 1975 geschrieben. Inzwischen hat »Communio« mit Cordelia Spaemann einer Kritikerin, mit Josef Seuffert einem Verteidiger von »Gotteslob« das Wort gegeben². Meine Bemerkungen möch-

ten die notwendige Diskussion um das mittlerweile allgemein eingeführte Buch fortsetzen – sie scheinen mir auch nach Seufferts Beitrag, der im einzelnen beachtliche Ergänzungen bringt, im ganzen jedoch den von der Kritik erhobenen Vorwurf der mangelnden oder falschen Konzeption eher bestätigt als widerlegt, nicht überflüssig zu sein.

Hans Maier

SPANIEN GESTERN UND MORGEN. – Juan Carlos I. wurde gegen den ausdrücklichen Willen seines Vaters, der sich selbst für den legitimen Monarchen hält, König von Spanien, aber er ließ sich nicht krönen. Nach dem Willen Francos sollte er bei der Eidesleistung schwören, daß er das Regime weiterführen werde; aber er stellte die »Fueros de los Españoles« voran und legte sich nur recht unbestimmt auf die »Prinzipien der Bewegung« fest. Er zog zur Investitur zwar in die Kirche San Geronimo beim Prado und bekundete damit seine Anhänglichkeit an die Tradition seiner Vorgänger – der Orden der Hieronymiten, 1373 von einem Spanier gegründet, stand den »Katholischen Königen«, den Habsburgern und den Bourbonen nahe, Hieronymiten hüteten die Gräber im Escorial, Karl V. zog zu ihnen nach Yuste, von Guadalupe aus verbreiteten sie Namen und Kult des einst bedeutenden Marienwallfahrtsortes des Landes in der Neuen Welt –, aber er ließ nicht das früher übliche Te Deum singen, sondern die Messe vom Heiligen Geist feiern, in der um Regentenweisheit und Erleuchtung gebetet wird.

Die Spanier haben jede dieser Entscheidungen aufmerksam zur Kenntnis genommen, ihre Bedeutung erkannt und als Zeichen kluger Bescheidung wie guten Willens anerkannt. Die entscheidende Frage lautet, wie hoch dieser Vertrauensvorschuß ist, wie rasch er verbraucht und ob er wieder aufgefüllt werden wird. Fürs erste hat der König einen besseren Einstand gehabt, als selbst seine Freunde erwartet hatten. Der lange Todeskampf Francos hat dazu beige-

² Vgl. 4/75, S. 339–353; 6/75, S. 542–546.

tragen; die chaotischen Zustände im Nachbarland Portugal dienen vielen Spaniern als abschreckendes Beispiel.

Die Predigt, die Kardinal Vicente Enrique y Tarazona bei der Messe in San Geronimo hielt, hat Aufsehen erregt. Ob sie inhaltlich vorher bekannt und mit dem neuen König abgestimmt war, ist unbekannt. Bekannt sind jedoch die in ihr wiederholten Grundsätze, denn die spanische Bischofskonferenz hat sie, seitdem ihre Mehrheit den Kurs einer allmählichen Distanzierung vom Regime Francos bestimmte, mehr als einmal formuliert. Aber in so straffer Zusammenfassung und mit so direkter Ansprache an den Adressaten, wie dies Kardinal Tarazona in San Geronimo unternahm, sind sie bislang noch nicht ausgesprochen worden. Daher rührt der besondere Eindruck dieser Predigt.

Man weiß, daß der Kardinal weder zum »konservativen«, von dem Schrecken des Bürgerkriegs und der Kirchenverfolgung geprägten Flügel noch zur »progressiven« Richtung des spanischen Episkopates gehört. Er ist ein Mann der Mitte und damit der Mehrheit in der Bischofskonferenz, die sich vorgenommen hat, die Kirche aus der allzu engen, historisch zu erklärenden Verbindung mit der weltlichen Macht herauszulösen, sie auf gehörige Distanz zum Staat und zu den gesellschaftlichen Kräften zu bringen, sie auch davor zu bewahren, daß sie in das nun bald anhebende Spiel der politischen Parteien hineingezogen werde.

So kann man die Predigt des Vorsitzenden der spanischen Bischofskonferenz in doppelter Hinsicht verstehen: als offizielle Darstellung des Standpunktes, den der Episkopat jetzt und künftig einzunehmen gedenkt, und als Ausdruck des Wächteramtes der Kirche gegenüber der weltlichen Macht, wie es sich dem neuen Selbstverständnis der Bischöfe darstellt. Mit beiden Aspekten wird zu rechnen haben, wer sich in den nächsten Jahren darum bemühen sollte, im Einklang mit und womöglich mit Unterstützung der Kirche Spaniens zu agieren.

Der Kardinal war klug genug, nicht etwa eine rasche »Demokratisierung« des Landes

zu verlangen, wie dies einige Berichterstatter herausgehört haben wollen. Er hielt sich wohlweislich fern von modischem Sprachgebrauch und bevorzugte eine Terminologie, mit der er sich auf dem festen Boden von Konzilstexten bewegen und den religiösen Ausgangspunkt seiner Überlegungen unmißverständlich deutlich machen konnte. Die Kirche, so sagte er, fühle sich dem Vaterland verbunden, predige aber kein bestimmtes Gesellschaftsmodell, der christliche Glaube lasse sich mit keiner politischen Ideologie identifizieren. Die Kirche habe auch nicht die Aufgabe, konkrete Lösungen für politische Probleme vorzuschlagen, sondern das Wort Gottes zu verkündigen. Die weltliche Obrigkeit könne keine Vorschriften für die Ausübung ihres Amtes erwarten, müsse sich aber um die Menschenrechte, die Gerechtigkeit und die Freiheit der ihr Anvertrauten bemühen. Er sprach auch von der »notwendigen gemeinsamen Mitbestimmung bei gemeinschaftlichen Problemen und Regierungsentscheidungen unter der Norm und mit dem Ziel der Gerechtigkeit«.

Schließlich wandte sich der Kardinal, ganz in der Tradition der »Hofprediger« früherer Jahrhunderte, direkt an den König: »Um ihrer Aufgabe zu genügen, verlangt die Kirche kein Privileg irgendwelcher Art, fordert aber, daß ihr die Freiheit zuerkannt wird, das Evangelium unverkürzt zu verkünden, auch wenn ihre Predigt für die Gesellschaft kritisch ausfällt. Sie fordert eine Freiheit, die der Ausübung eines unveräußerlichen Menschenrechtes dient. Die Kirche weiß, daß die Predigt dieses Evangeliums den Egoisten lästig sein kann und muß, doch daß sie stets heilsam ist für die Interessen des Landes und der Gemeinschaft. Das ist das große Geschenk, das Ihnen die Kirche bieten kann . . . Die Wahrheit möge in Spanien herrschen, die Lüge niemals in unsere Institutionen, keine Schmeichelei ins Königshaus eindringen, keine Heuchelei unsere menschlichen Beziehungen beflecken. Ihr Königtum möge ein Reich des Lebens sein, das kein Tod und keine Gewalt erschüttern, in dem keine Art der Unterdrückung irgend jemanden versklaven soll.«

Fernsehen und Radio haben diese Predigt, wie die gesamte kirchliche Feier der Thronbesteigung, auch die Fürbitte, daß »alle ohne Unterschied von Rasse oder Ideologie für eine gerechtere Gesellschaft arbeiten« mögen, in jedes Haus übermittelt. Man kann sich schwer vorstellen, daß Pfarrer und Kapläne, die in Zukunft die Gedanken dieser Predigt weitertragen, deshalb mit Geldstrafen belegt werden können, wie dies in den letzten Jahren mehrere Male – und nach nicht immer ganz erkennbarem System – geschehen ist.

Die spanischen Bischöfe, die sich Mitte Dezember 1975 erstmals in der neuen Aera Spaniens zu einer Konferenz versammelten, waren klug genug, ein vorbereitetes Dokument über die Stellung der Kirche zur politischen Lage nicht zu veröffentlichen. Sie begründeten diesen Verzicht mit dem offenen Eingeständnis, eine »Inflation von Erklärungen« vermeiden zu wollen; überdies habe der Vorsitzende, Kardinal Tarancon, in seiner Predigt bei der Königs-Proklamation in San Geronimo bereits »alles Wesentliche« gesagt. Die politischen Fragen, die die Kirche berührten, sollten in einer Kommission (»Kirche und Staat in der Demokratie«) gründlich studiert werden. Im Sommer will man in Madrid eine Konferenz über Christentum und Marxismus abhalten. Kardinal Tarancon selbst sprach im kleinen Kreis davon, daß sich seit Bildung des neuen Kabinetts Arias die Beziehungen zur Regierung »schlagartig verbessert« hätten. Mehrere Gespräche mit Justizminister Garrigues (dem früheren spanischen Botschafter beim Heiligen Stuhl) und Innenminister Fraga Iribarne hätten ein hohes Maß von Übereinstimmung ergeben. Die Regierung sei – im Gegensatz zu früher – bereit, auch die Bischofskonferenz als Verhandlungspartnerin zu akzeptieren, nicht mehr nur den Nuntius.

Der neue König wird es nicht leicht haben, sein Programm einer evolutionären Politik durchzuführen. Daß er dies weiß, geht aus der Behutsamkeit hervor, mit der er bisher über seine Absichten sprach. Der große Schweiger Franco mag ihm hier zum Vorbild dienen. Offenbar will er nichts verspre-

chen, was er nicht halten kann oder nach kurzer Zeit zurücknehmen muß, weil die unvorhergesehenen Konsequenzen die Kontinuität der Entwicklung gefährden.

Wie groß der Anteil »politischer Häftlinge« an den insgesamt viertausend Amnestierten ist, läßt sich ohne genauere Kenntnis der Einzelfälle schwerlich bestimmen. Immerhin sind auch die wichtigsten Führer der illegalen »Comisiones obreras«, der (weithin kommunistisch gesteuerten) Untergrund-Gewerkschaften in Freiheit gesetzt worden. Daß damit nicht alle Forderungen und Erwartungen erfüllt wurden, ist nicht verwunderlich. Aber wer Spanien den Weg Portugals in die Anarchie ersparen will, kann nicht über Nacht eine Demokratie nach dem Muster Englands einführen. Es fehlt noch an vielen Voraussetzungen für eine funktionierende parlamentarische Demokratie, vor allem an einem Parteigefüge, in dem sich die wesentlichen Strömungen und Interessen des spanischen Volkes artikulieren und in dem die Spanier selbst sich wiedererkennen könnten.

Auch der kirchentreue Katholizismus ist tief gespalten. Es gibt entschiedene Katholiken auf dem rechten Flügel, bei denen, die an der Identität von Katholizismus und Hispanidad unbeirrbar festhalten und keinen, der sich nicht zur römischen Kirche bekennt, für einen treuen Sohn Spaniens halten können. Es gibt entschiedene Katholiken bei den auf Kontinuität und allmähliche Liberalisierung bedachten Politikern der »rechten Mitte«, die der Ansicht sind, man brauche die Vergangenheit nicht unbedingt zu verteufeln, wenn man eine bessere Zukunft bauen will. Es gibt entschiedene Katholiken unter denen, die, in Fortsetzung des von den »Technokraten des Opus Dei« beschrittenen Weges der Modernisierung und Europäisierung Spaniens, von Religion, Weltanschauung und politischer Ideologie absehen und pragmatische Lösungen möglichst rasch herbeiführen wollen. Und schließlich gibt es entschiedene Katholiken bei den verschiedenen Richtungen, die sich christlich-demokratisch nennen und die von der linken Mitte bis zum ganz linken Flü-

gel um Ruiz-Gimenez reichen, bei den Sozialisten unterschiedlicher Tendenz und bei den Kommunisten, deren Führung – im Gegensatz zur portugiesischen Parteileitung – eher dem italienischen Muster des »Kommunismus in einem Lande« zuneigt.

Auf die spanische Kirche kommt somit eine große Zerreißprobe zu. Wie wird sie mit diesen so gegensätzlichen Kräften, die sich zunächst in ihrem Inneren bilden und entfalten, dann ins Öffentliche hineinwirken wollen, fertig werden? Werden die Bischöfe einig, einsichtig und stark genug sein, den unausbleiblichen Ansprüchen, Vereinnahmungsversuchen und Interventionsbitten zu widerstehen? Wird der Episkopat die vom Zweiten Vatikanischen Konzil vorgezeichnete Linie durchhalten können, daß niemand sich auf die Kirche berufen dürfe, der nur für sich selbst spricht in Dingen, über die es keine verbindliche, gemeinsame Lehre gibt?

Werden die Bischöfe imstande sein, den Klerus, auch dessen jüngere Generation, auf diese Linie politischer Enthaltbarkeit festzulegen? Die starken Spannungen, die es früher zwischen dem »höheren« und »niederen« Klerus gab, sind vielleicht in den letzten Jahren gemildert worden. Mit der Ausbreitung des Wohlstandes ist auch der krasse Unterschied zwischen Arm und Reich in der Kirche kleiner geworden. Aber es gibt andere, wahrscheinlich mächtigere Spannungsmomente:

In manchen Regionen, zumal in Katalonien, haben sich, ausgehend vom Benediktinerkloster auf dem Monserrat, viele Priester zu Beförderern der Eigensprachlichkeit und der kulturellen Autonomie gemacht. Mit der Einführung der Landessprache in den Gottesdienst wurde das Problem »castillano o catalán« akut. Heute überwiegt in den nordöstlichen Provinzen wohl das Katalanische in Predigt, Liturgie und religiöser Unterweisung. Aber es gibt im Klerus auch glühende Verfechter der sprachlichen Einheit Spaniens, hinter denen ebenso die Idee der politischen Einheit steht wie hinter ihren Gegnern die Idee der politischen Autonomie.

Schon immer hat Spanien stärker als jedes andere Land Europas auf Südamerika ge-

blickt. Die »Theologie der Revolution«, die dort gewachsen ist, wirkt auf die iberische Halbinsel zurück.

Andererseits blieb es nicht ohne Folgen auf die spanische Kirche, daß die Bischöfe Portugals mehr und mehr zu Anwälten des Volkes gegenüber den gewaltigen Machtansprüchen der Kommunisten werden mußten und sich dabei in zunehmendem Umfang traditioneller Formen und Methoden bedienten, die erst vor ein paar Jahren als veraltet beiseitegelegt worden waren.

Obwohl auch in Spanien der Säkularisierungsprozeß weit vorangeschritten ist, die Priester- und Ordensberufe rapide abgenommen haben, der Kirchenbesuch zurückgeht, die Selbstverständlichkeit der Gleichung spanisch gleich katholisch nur noch Wenigen einleuchtet, ist Spanien noch immer insofern ein »katholisches Land«, als die Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten unter Spaniern sich kaum austragen lassen, ohne daß die Kirche ins Spiel gebracht wird. Das macht es so wichtig, aber auch so schwierig für die Bischöfe, »auf Distanz« zu gehen, denn es kann sich dabei nicht nur um eine Distanz zu Institutionen und Organisationen handeln, die relativ leicht fallen mag; es geht um eine ganz neue, bisher ungewohnte Sicht des Neben- und Ineinander religiöser und politischer, kirchlicher und weltlicher Belange, die erst eingeübt werden muß.

Otto B. Roegele

OFFENE FRAGEN. AUS EINEM REFERAT. – ... Ich hatte den Herrn Vorsitzenden brieflich auf die Neuerscheinung von Schelskys¹, Die Arbeit tun die anderen, aufmerksam gemacht. Der Vorsitzende teilte mir daraufhin mit, die Kommission wünsche eine Information über das Buch, desgleichen auch über Steinbuchs², Ja zur Wirklichkeit,

¹ Helmut Schelsky, Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen. Westdeutscher Verlag, 1975. 376 S. (hier vor allem das Kapitel »Theologen: vom Seelenheil zum Sozialheil«, S. 317–329).

² Karl Steinbuch, Ja zur Wirklichkeit. Seewald-Verlag, Stuttgart 1975. 299 S.